Die Not im Erzgebirge.

Kinder von 13 Jahren wiegen 25 Kilo. — Frauen wiegen mit Kleidern nur 65 bis 70 Pfund.

Um die Zeit, da im Adlon angeheiterte Radaupatrioten ihre Tapferkeit im Speisesaal bewiesen, stiegen wir mit Journalisten aus den neutralen Staaten, aus Amerika, England und Irland, in die Dörfer des Erzgebirges, um die Not der unglücklichen Bevölkerung kennen zu lernen. Dort reifen Zehntausende von Menschen dem Ruin und Hungertod langsam und sicher entgegen. Ein Kino-Operateur, der mit uns war, kurbelte für eine amerikanische Filmgesellschaft. Nicht nur im Ausland, nein, vor allem in Deutschland müßte man die Aufnahme zeigen, damit das Volk sieht, was die Kriegshetzer aller Länder verbrochen haben und weiter verbrechen.

Von den Landespflegeanstalten zu den Schulen, von den Schulen bis in die Häuser, überall der gleiche erschütternde Eindruck: was von den Kindern die Hungerjahre überdauert, wird ein Geschlecht von Zwergen sein. In Lumpen gehüllt, mager und abgezehrt, mit eingefallenen, traurigen Augen, sitzen die Sechs- bis Vierzehnjährigen in den Stuben. Gesunde Bergluft macht rote Wangen. Streifen die Schüler aber die Kleider ab, so sieht man nur Haut und Knochen. „Von 255 zur Untersuchung gestellten Kindern", schreibt der Schularzt von Hundsübel, „wurden 200 als krank und für Nahrungszuschlag dringend bedürftig befunden. Bei 98 Kindern wurde Blutarmut und allgemeine Körperschwäche, bei 25 Magen- und Darmleiden festgestellt, 15 waren skrofulös, 25 leiden an Herz- und Nervenschwäche, 10 sind lungenkrank". Der gleiche Arzt gibt u. a. einige Gewichtszahlen. Bei voller Kleidung wogen Kinder von 7, 9, 10, 11, 12 und 13 Jahren: 18, 24, 21, 26 und 25 Kilogramm. Kein Wunder! Länger als vier Wochen können die Mütter nicht stillen. Kartoffeln, Mohrrüben und Ersatzkaffee bilden 90 Prozent der Nahrungsmittel. Die meisten Familien sind nicht in der Lage, die wenigen Gramm Fleisch oder Fett (15 und 10 Gramm den Tag), die ihnen zugeteilt werden, zu kaufen. Es ist schon ein Sonntagsgericht, wenn eine fünfköpfige Familie wöchentlich ein- bis zweimal einen Hering erstehen kann, der mit Kopf und Haut verschlungen wird. Bei den Krämern findet die im Faß verbleibende Heringslake reißenden Absatz. Gibt sie doch den Pellkartoffeln Geschmack und Würze! Aber selbst diese kommen nicht jeden Tag auf den Tisch. Die häufigste Mahlzeit ist Mohrrübensuppe. Von den vielen flüssigen Nahrung werden fast alle Kinder blasenleidend. Alle Viertelstunde müssen Knaben und Mädchen austreten. Nach 20 Minuten, klagen die Lehrer, sind die Kinder geistig erschöpft und können dem Unterricht nicht mehr folgen. Schon im zartesten Alter leiden die Kleinen an Rheumatismus und Knochentuberkulose, eine Krankheit, die man vor dem Kriege nur im Hungerland Indien gekannt hat. Die ärztliche Untersuchung von 1450 Schulkindern der Gemeinde Buchholz ergab 450 an Drüsen- und Hautskrofulose, Rachitis und an Blutarmut Erkrankte. 120 Personen befinden sich in der Lungentuberkulose-Fürsorge, darunter 10 Säuglinge, 33 ein- bis zweijährige, 55 drei- bis fünfjährige und 55 sechs- bis vierzehnjährige. 966 erwachsene Menschen leiden an gleichen Krankheiten. Groß ist die Zahl der Rückgratverkrümmungen. Während im Jahre 1913 die Lehrer wegen Krankheit 18 Tage der Schule fernblieben, waren es im Jahre 1919 152 Tage. Der Kassenbericht der Ortskrankenkasse zählte im Jahre 1919 4000 Krankheitsfälle gegen 2808 im Vorjahre. „Der enorme Mehraufwand ist eine Folge des Krieges, der mangelhaften Ernährung, der physischen und psychischen Ueberleistung der im ganzen so arg geschwächten Menschen aller Klassen. Das Volk leidet an Körper und Geist unmenschlich. Auch der junge Nachwuchs wird im Keime erstickt".

In der Amtshauptmannschaft Annaberg wurde auf je 6,5 Tote ein an Tuberkulose Gestorbener gezählt. Dazu sagt der Amtshauptmann, diese Ziffer sei viel zu niedrig, da Laien, wie die Leichenfrauen, in vielen Fällen nicht erkennen, daß die Ursache des Todes Tuberkulose gewesen ist. In einer Gemeinde von 4800 Einwohnern befinden sich 2—300 Lungenkranke. Dabei ist die Entwicklung der Tuberkulose noch lange nicht auf dem Höhepunkt. In vier Gemeinden des Bezirks Annaberg kamen 83 Prozent der Kinder tot zur Welt. Die lebenden Säuglinge mußten statt mit Milch vielfach mit schwarzem Kaffee oder Tee aufgezogen werden.

Wie die Ernährung, so die Kleidung. Immer und immer wieder Kinder, die kein Hemd haben. Was sie auf dem Leibe tragen, ist in der Regel alles, was die Armen besitzen. Meist sind vier bis fünf Kinder auf ein einziges Paar Stiefel angewiesen, so daß der eine Teil der Familie das Haus nicht verlassen kann, wenn die anderen Familienmitglieder einen notwendigen Gang machen oder zur Schule sind. So müssen die Kinder stundenweise im Schulbesuch abwechseln. Viele Schüler fehlen oft wochenlang, weil sie keine Schuhe haben. Der Bürgermeister der Stadt Schneeberg sagt: „Der Mangel an Kleidung, vor allen Dingen aber an Leibwäsche und Wollwaren ist kaum zu beschreiben. In einem Zeitraum von einer halben Stunde sei man imstande, zwanzig Familien zu finden, in denen keines der Familienmitglieder ein Hemd auf dem Leibe trage". Die Amtshauptmannschaft Schwarzenberg berichtet, daß der fünfte Teil der Bevölkerung fast ganz ohne Hemden und Bettwäsche war und selbst das allernotwendigste nicht besaß. Fenstervorhänge, Flicklappen und Bettücher sind überall verbraucht. Da es auch an Zwirn und Stopfgarn fehlt, können die Frauen nichts mehr nähen oder flicken. Tausende von Menschen schlafen auf blankem Stroh. In einem amtlichen Bericht schreibt der Bezirksarzt: „Das Gewicht der Frauen mit Kleidern beträgt häufig nur 65 bis 70 Pfund. Darauf folgt eine Liste von 20- bis 60-jährigen Männern, die 75 bis 100 Pfund wiegen.

Die Not der Bevölkerung wird verstärkt durch das ungünstige Klima, den Kohlenmangel und die Arbeitslosigkeit. Im Erzgebirge ist ein halbes Jahr Sommer und ein halbes Jahr Winter, der im letzten Jahre schon so früh einsetzte, daß fast die ganze Ernte im Schnee verdorben ist. Im Bezirk Annaberg sind von 75,000 Zentnern Hafer 35,000 Zentner erfroren. 75,000 Zentner Kartoffeln stecken noch jetzt in der Erde. Was in die Scheunen geschafft werden konnte, war minderwertig und ungenießbar. Aehnlich verhält es sich mit der Brotgetreide-Ernte. In den höher gelegenen Orten macht es die felsige Erde unmöglich, auch nur den kleinsten Garten anzulegen. Durch mangelhafte Arbeitskräfte sind während des Krieges die Aecker mehr und mehr verwildert. Die Not wird verstärkt durch die ganz trostlose Kohlenversorgung. In der Stadt Lößnitz haben in den letzten 14 Tagen 2000 Haushaltungen 1400 Zentner Kohlen bekommen, wovon noch ein erheblicher Teil für Kleingewerbebetriebe abging. Zahlreiche Familien haben sich tagelang kein warmes Essen kochen können. Dies zu einer Zeit, wo noch tiefer Winter herrscht. Die Zahl der Erkrankungen erklärt sich, wenn die Bewohner mit Holzpantoffeln und oft ohne Strümpfe durch den nassen Schnee waten müssen.

Der Mangel an Rohstoffen bedingt eine furchtbare Arbeitslosigkeit. Das ganze Land ist industriell durchsetzt, die meisten Fabriken stehen still und auch die Heimarbeit, an der sich die Kinder im zartesten Alter beteiligen, versiegt mehr und mehr. Die einzelnen Städte und Gemeinden sind durch die Kriegsunterstützungen verarmt und die Millionenschulden drohen sie zu erdrücken. Es gibt Orte, die nicht mehr einige tausend Mark aufbringen können, um die Kinder nach der gastfreundlichen Schweiz zu schicken. Es gab Monate, in denen die ganze männliche Bevölkerung eines Ortes arbeitslos war. 24, 40, 50 und 60 Mark Wochenlohn sind die Regel für Familienväter. Dabei gab es während der ganzen Revolution im gesamten Erzgebirge keinen einzigen Streik. Wenn bisher keine Epidemien ausgebrochen sind, so ist das lediglich dadurch zu erklären, daß die Bevölkerung von einer Reinlichkeit ist, die ihres gleichen sucht. Wer durch die Straßen der schmucken Städtchen geht, wird äußerlich nicht das geringste Zeichen des entsetzlichen Elends beobachten. Bei diesen bescheidenen Menschen pocht ein ungeheurer Wille zur Arbeit und zum Leben; es ist erschütternd, zu sehen, wie die arme Bevölkerung verzweifelt gegen den Untergang kämpft.

Das Bild, das wir hier gegeben, ist nur ein kleiner Ausschnitt des großen Unglücks im Erzgebirge. Wir rufen um Hilfe, wie es die ausländischen Journalisten in ihrer Heimat tun. Weniger Geld, desto mehr Nahrungsmittel und Rohstoffe. Wir schreien die obigen Zahlen vor allem den Alldeutschen und den Kriegsverlängeren in die Ohren, die jetzt wieder durch ihren Radau und durch ihre Agitation die Stimme der Menschlichkeit ersticken und neuen Völkerhaß säen wollen. Im Erzgebirge zeigt sich jetzt schon die Ernte ihrer Saat!

Das Abkommen über den Hafen von Kehl.

Am 1. März d. J. wurde in Baden-Baden nach langen und schwierigen Verhandlungen das in Artikel 65 des Friedensvertrages vorgesehene deutsch-französische Sonderabkommen über den Kehler Hafen durch Notenaustausch mit den französischen Delegierten abgeschlossen.

Nach dem Friedensvertrag werden die Häfen von Straßburg und Kehl für die Dauer von 7 Jahren zu einer Betriebseinheit ausgestaltet, die von einem von der Zentralkommission für die Rheinschiffahrt zu ernennenden Direktor französcher Staatsangehörigkeit geleitet wird. In dem Sonderabkommen sind die Befugnisse des Hafendirektors genau umgrenzt. Um im Fall der Unzulänglichkeit des Straßburger Hafens bis zu dessen alsbald in Angriff zu nehmenden Ausbau Abhilfe zu schaffen, hat die französische Regierung das Recht, in bestimmt bezeichneten Teilen des Kehler Hafens, die etwa ein Drittel desselben ausmachen, französische Unternehmer für die Dauer der Betriebseinheit anzusiedeln. Diejenigen deutschen Firmen, denen hiernach die Benützung ihrer Gelände und Anlagen im Hafen vorübergehend entzogen wird — ihre Eigentumsrechte bleiben gewahrt — werden aus französischen Mitteln entschädigt. Das Weiterarbeiten der deutschen Rheinschiffahrt im Hafen von Kehl bleibt nach den Bestimmungen des Sonderabkommens gesichert. Ebenso werden deutscher Handel und Industrie in ihrem weiteren Wirken nicht beeinträchtigt. In den gegebenenfalls für französische Unternehmer vorbehaltenen Teilen ist die zollamtliche Abfertigung des Güterverkehrs von und nach Frankreich auf Grund der französischen Zollgesetze eingeräumt worden. Im übrigen verbleibt es in dem Hafen bei der Wirksamkeit der deutschen Zollbehörde.

Das Abkommen soll innerhalb vier Wochen ratifiziert werden und bedarf alsdann noch der Bestätigung durch die Zentralkommission für die Rheinschiffahrt.

So schwer die in Artikel 65 des Friedensvertrags Deutschland auferlegten Opfer besonders auch im Lande Baden empfunden werden, so ist doch bei beiderseitiger verständiger Haltung ein annehmbarer Zustand zu erhoffen, der einen gerechten Ausgleich der deutschen und französischen Schiffahrts - Interessen durchaus ermöglicht.

Kunstgewerbe auf der Leipziger Messe.

Von Dr. Egbert Delpy.

Die kritische Rundfahrt an den schimmernden Inseln des Kunstgewerbes und Kunsthandwerks auf dieser Frühjahrsmesse vorbei, führt zum Schluß noch an ein exklusives Gestade, das mit seiner zugespitzten Geschmackskultur eine Welt für sich bedeutet. Es ist dies das österreichische Kunstgewerbe, wie es sich speziell in den Ausstellungen des Oesterreichischen Werkbundes und der Wiener Werkstätte darstellt.

Der „Werkbund" tritt zum ersten Male auf dieser Messe in die Erscheinung. Schon im Namen gibt sich die Geschmacksrichtung zu erkennen. Das Programm des Deutschen Werkbundes mit seinem eigenwillig fortschrittlichen Geist, seinem Sichbekennen zu modernsten Stilformen, seinem vor Extravaganzen nicht zurückschreckenden Willen zum Neuen schwebt diesen Oesterreichern vor. Es ist aber amüsant zu sehen, wie unter ihren weicheren Händen die modernistischen Härten gemildert werden. Wobei unleugbar das Charaktervolle gelegentlich verwässert und ins Gefällige verweichlicht wird. Wiener Kultur mit ihren exotischen Einschlägen mischt sich in dieser Schau mit nordisch herberem Stilwillen. Mancherlei Apartes, Ueberraschendes kommt dabei zutage in Stickereien, Fayenzen, Edelmetallarbeiten (als Neuheit: Blumen aus Silberdraht mit Emaille ausgegossen) und Spielzeug (das trojanische Pferd!). Im ganzen aber steht man doch hier noch im Vorhof. Den eigentlichen Tempel der Moderne betritt man erst in der Wiener Werkstätte, deren prickelnd individualistische Schau im Gebäude der Dresdener Bank (Goethestraße) das Werkbundprogramm bis in seine letzten Ausläufer hinein verwirklicht. Hier schreckt man vor keiner Stilkühnheit zurück, hier überschlägt sich der unablässig nach neuen, unerhörten, noch nicht abgegriffenen Wirkungen suchende Formwille gelegentlich und landet unbekümmert im Abstrusen, ja fast könnte man sagen: im Barbarischen. Aber ebenso oft macht er auch Treffer und reißt dann durch fremdartigen, kühnen, bezwingenden Reiz erfinderischer Einfälle unwiderstehlich hin. Nicht daß sie den expressionistischen Formenkodex als etwas Selbstverständliches verwertet, bestimmt die Bedeutung und Eigenart der Wiener Werkstätte. Aber daß sie ihn individualisiert, mit Wiener Charme durchtränkt hat, ohne ihn doch zu versüßlichen, das ist die eine schöpferische Leistung der Wiener. Die andere, die ich noch höher veranschlage, liegt in der wahrhaft bewundernswerten technischen Beherrschung und feinsten, individuellen Behandlung der einzelnen Materialien, die Hand in Hand mit einem Spürsinn geht, der unablässig neue Wirkungen aus neuartiger Materialverarbeitung schöpft.

Bei diesen Wienern sieht man in der Tat auf jeder Messe Neues. Durchaus nicht immer Welterschütterndes, aber doch eine Fülle apartester, kleiner Dinge, deren Besonderheit überrascht, fesselt, manchmal entzückt. Man sehe z. B., wie die Technik der Emailmalerei, der Lederpreß- und Treibarbeit, der Glasradierung diesmal ausgebaut und zu neuen Erscheinungen verwertet wurde. Wie allerliebst ist der Einfall des lustigen keramischen Christbaumschmucks, wie raffiniert ausgenutzt die Verbindungsmöglichkeiten von Elfenbeinschnitzereien mit Metall, Steinen, Email, wie zeitgemäß die Erfindung von Tapetenschablonen, mit deren Hilfe man (wo Papiertapeten unerschwinglich sind) die schönsten neuzeitlichen Muster gleich auf die Wand pinseln kann! Unnütz zu sagen, daß Wien mit seinen Gläsern, Stickereien, Edelmetallarbeiten, seinem Schmuck und seinen Modeartikeln auf alter Höhe steht. Sehr beachtenswert, weil zugleich von prinzipieller Bedeutung, erscheinen mir die neuen kleinen figürlichen Terrakotten mit schwarzer Glasur. Sie besitzen nicht nur apartesten koloristischen Reiz, sondern eine Geschlossenheit und Ruhe der Formen, die inmitten der bisher besonders radikal bewegten Wiener Keramik sehr auffallend wirkt. Hier ebenso wie in den figürlichen Porzellanen, deren Fabrikation die Werkstätte zum ersten Male aufgenommen hat, offenbart sich jene Sehnsucht nach Beruhigung der Form, die man erfreulicherweise im ganzen Umkreise des qualitativ hochwertigen Kunstgewerbes auf dieser Messe im Gegensatz zu ihren Vorgängerinnen feststellen kann. Bei den Wienern wirkt sie natürlich besonders stark und bezeichnend. Wahrscheinlich hat die Erfahrung, daß mit den allzu radikal stilisierten Dingen speziell bei den Ausländern keine Geschäfte zu machen sind, entscheidend bei dieser Stilwandlung mitgewirkt. Man darf gespannt sein, wie sich bei den Wiener Pionieren der Moderne diese Umkehr praktisch weiter auswirken wird. Vielleicht gibt uns die nächste Herbstmesse bereits bündigen Aufschluß darüber!

Das Meßgeschäft in Schmuck und Uhren.

Von H. Bick.

So wie sich Industrie und Handel des Edelmetallgewerbes in den höheren Qualitätsschichten auf der Leipziger Messe erst neuerdings heimisch gemacht haben, so bilden die Goldschmiede und Juweliere ein neues Element der Verkäuferschaft, wie auch viele Grossisten, welche nur echte Schmuckwaren führen. Sie sind in großer Anzahl gekommen und haben ihre alte Abneigung gegen die Messe offenbar überwunden. Die deutschen Uhrmacher haben es dagegen seit Jahren verstanden, reiche Ernte auf der Messe zu halten, sie sind auch diesmal wieder so stark wie früher vertreten, trotzdem in Uhren das Angebot im Gegensatz zu der Bijouterie im allgemeinen noch viel kleiner ist, als es auf den Friedensmessen war, bei einem Warenhunger, wie er noch nicht dagewesen ist. Wenn

die Uhrenindustrie

in Groß-, Wand- und Weckeruhren, worin Deutschland die erste Rolle für den Weltmarkt spielt, nicht in der Lage ist, den deutschen Markt zu befriedigen, so liegt dies an der Erschwerung und Verminderung der Produktion und an der Notwendigkeit, zu exportieren. Geschäftlich hätten es die Schwarzwälder Uhrenfabriken nicht nötig, auf der Messe zu sein, trotzdem sind die namhaftesten derselben anwesend, und wenn sie die Wünsche der Kundschaft auch nicht alle befriedigen können, so vermittelt die persönliche Aussprache doch Aufklärung und beseitigt falsche Vorstellungen über die Beweggründe zu den sich überstürzenden Preisaufschlägen. In Taschenuhren ist die Lage der deutschen Uhrmacher noch viel ungünstiger, weil die deutsche Industrie darin zwar schon recht leistungsfähig, aber nicht im entferntesten imstande ist, den Bedarf zu decken. Die amerikanische Einfuhr fehlt ganz, und die Schweiz mit ihrer gewaltigen Ueberlegenheit in der Taschenuhren-Industrie kann uns aus zwei Gründen nicht helfen, die in dem noch immer nicht aufgehobenen Einfuhrverbot und der durch die Valuta verschuldeten Unmöglichkeit bestehen, das zugelassene Kontingent deutscherseits auszunutzen. Die Uhrenfabrikanten machen daher unter diesen Umständen mit den Grossisten und Uhrmachern ein Messegeschäft, wie es ihnen nicht lieb ist, des weiteren beteiligt sich daran die Industrie in optischen und elektro-technischen Artikeln, in Sprech- und Musikmaschinen, deren Erzeugnisse von den Uhrmachern immer mehr kultiviert werden.

Das reine Edelmetallgewerbe

steht mit seinen Hauptartikeln, den Juwelen und Großsilberwaren, derselben Kalamität gegenüber, wie der Uhrmacher mit den Uhren. Der Goldschmied und Juwelier, namentlich in den mittleren und kleinen Städten, kann von den immer spärlicher und teurer werdenden feinen Gold- und Silberwaren nicht mehr existieren und muß sich nach würdigen Lückenbüßern umsehen, und die findet er beim allgemeinen Kunstgewerbe. Auf Luxuswaren aus anderen Stoffen als Gold und Silber hat sich das Juweliergewerbe in Amerika, England und Frankreich von jeher ausgedehnt, und der deutsche Goldschmied und Juwelier kann es von seinen ausländischen Kollegen lernen, wie man Kunstwerke aller Art in d. eigenen Läden verpflanzt. Nirgends auf der Welt ist ihm dazu bessere Gelegenheit geboten, als auf der Leipziger Messe, und diese Gelegenheit wurde denn auch zum ersten Male ausgiebig wahrgenommen.

Allgemein bekannt ist die beispiellose

Preissteigerung

der Edelmetalle, die aber von derjenigen der gewöhnlichen Metalle noch überflügelt wird. Demgemäß sind natürlich die Preise der Bijouterien, auch der unechten, derart teuer geworden, daß jeder Maßstab verloren gegangen ist, es sei denn der Weltmarktpreis. Mit der Annäherung daran kann man glücklicherweise feststellen, daß mit den guten Preisen auch ein Aufschwung in Qualität und Ausführung, namentlich der kleranten Artikel, in die Erscheinung tritt. Die Hoffnung ist berechtigt, daß für die Bijouterie-Industrie die unglückliche Zeit des „Made in Germany" endgültig vorüber ist. Nicht wieder durch billige Preise und Massenlieferung, sondern durch Qualität und Kunstwert muß die deutsche Schmuckindustrie, die dem Reiche in schwerer Zeit allein den sechsten Teil aller Auslandsdevisen liefert, ihren Einfluß im Auslande hochhalten. Leider ist dies auf der Frühjahrsmesse nicht bei allen Verkäufen geschehen, und gerade dadurch, daß so mancher Aussteller und Exporteur sich nicht einmal an den beschlossenen Auslandsaufschlag von 60 Prozent für Valutaverkäufe gehalten hat, ist die Zurückhaltung der Ausländer den konsequenten deutschen Häusern gegenüber mit verschuldet worden.

Im großen und ganzen hatte die Edelmetall-, Uhren- und Schmuckmesse

einen Riesenumsatz

auch in Lagerposten, zu verzeichnen. Schon die beiden ersten Tage haben das Gesamtergebnis der letzten Herbstmesse übertroffen, und der Beweis ist erbracht, daß die Leipziger Messe auch der Edelmetallwaren- und Uhrenbranche sowohl für den deutschen als den ausländischen Markt das beste Emporium ist. Die Konkurrenzmessen sind nur dann für Leipzig zu fürchten, wenn die Ausgestaltung der qualitativ und künstlerisch höchststehenden Sondermesse wieder im Argen stecken bleibt und Experimente gemacht werden müssen, wie dasjenige mit der Kollektivausstellung in der Fachschule Löhrstraße, wo die Aussteller auf einem verlorenen Posten standen. Wenn die Messebehörden und das Mieteinigungsamt es nicht ermöglichen können oder verhindern, daß die Aussteller sich im Messezentrum sammeln und der Kundschaft eine übersichtliche Gesamtausstellung bieten, dann wird es mit dem anfänglichen Erfolg der Heranziehung des Edelmetallgewerbes, der Schmuck- und Uhrenindustrie bald wieder aus und vorbei sein.

Die Metallwaren-Industrie.

Das Meßgeschäft in diesem vielgestaltigen Zweige war nicht ganz einheitlich. An Nachfrage fehlte es nicht, insbesondere für Gebrauchssachen, während Luxusartikel nicht so stark bestellt wurden, wie man gewünscht hätte; besonders seitens der Inlandkundschaft.

Die Bemusterung war ebenso vielseitig wie reichhaltig. Fast alle Metallartikel sind in den Sortimenten mehr oder weniger vertreten, selbst die während des Krieges so gut wie verschwundenen Metallartikel, wie Kupfer, Messing, sind wieder, wenn auch noch in bescheidenem Umfange bemustert. Die Preislage ist durchweg hoch, was die Geschäftsentwicklung immerhin etwas erschwert. Das Ausland war namentlich für Luxussachen guter Käufer. Die allgemeine Geschäftslage in der gesamten Metallwarenbranche ist eine sehr gute, insbesondere gilt dies von den feineren Erzeugnissen. Die Fabriken sind darin reichlich mit Aufträgen versehen, zum Teil noch von der letzten Herbstmesse her. Seit einiger Zeit ist allerdings ein Nachlassen der Aufnahmefähigkeit des Inlandmarktes festzustellen.

In Gebrauchsartikeln

aus Metall haben sich Angebot und Nachfrage auf der Messe in dem üblichen Geleise bewegt. Großer Bedarf besteht namentlich in Emaillewaren, worin vor allem Qualitätsware sehr gesucht ist. In letzter Zeit ist über die Qualität der auf den Markt gekommenen Ware vielfach geklagt worden, was zum Teil seine Erklärung darin findet, daß Ersatzmaterial bearbeitet werden mußte. Insbesondere bei den renommierten Fabriken steht das Verhältnis der Nachfrage zu der Produktion nicht im Einklang, so daß neue Kunden kaum angenommen werden. Infolgedessen spielen auch Meßaufträge in diesen Artikeln eine weniger große Bedeutung. Die Aufnahmefähigkeit des Inlandmarktes ist sowohl für Emaillewaren als auch für Aluminiumwaren im allgemeinen noch sehr groß. Nur einige kleinere Geschäfte haben mit Rücksicht auf die Höhe der Preise und der Erneuerung von Aufträgen Abstand genommen. Das Geschäft mit den neutralen Staaten — direkt oder indirekt — hat einen lebhaften Aufschwung genommen, so daß die in Frage kommenden Fabriken neben dem Inlandsmarkt auch für Export sehr stark beschäftigt sind. Nach den feindlichen Ländern war die Aufnahme von Geschäften nur in beschränktem Maße möglich. Beispielsweise nach Italien und England, während nach Frankreich und Amerika, sei es wegen der Preislage im Vergleich zu der Produktion des eigenen Landes, sei es aus anderen Motiven, Geschäfte noch nicht abgeschlossen werden konnten. Die Fabrikantenverbände in den gedachten Erzeugnissen haben bekanntlich die Bestimmung eingeführt, daß jetzt Auslandskäufe nur in Dollarwährung fakturiert werden. Im allgemeinen ist bei diesen Artikeln zu bemerken, daß die Produktionsmenge wegen Mangel an Kohlen nur gering ist.

In Stahlwaren

hat sich das Geschäft durchweg lebhaft gestaltet. Die Nachfrage speziell nach Solinger Artikeln ist seit Monaten so groß, daß dieselbe nicht zu befriedigen ist. Die Nachfragen gehen sowohl vom Inlande, vom Neutrallande, als auch von dem bisher feindlichen Auslande so zahlreich ein, daß die Fabrikanten auch nicht annähernd in der Lage sind, die vorliegenden Aufträge zur Erledigung zu bringen. Die Anfang vorigen Monats erfolgte Arbeitsniederlegung in der Solinger Industrie hat die an sich eingeschränkte Produktion noch weiter beeinträchtigt.

In Eisen- und Kurzwaren hat sich sehr rege Nachfrage geltend gemacht. Das gleiche gilt von Haus- und Küchengeräten. Es wurde auch manch Neues geboten, was die Kauflust anregte.

Der moderne Geldschrankknacker.

Einen höchst interessanten Einblick in den Handwerkskoffer des Einbrechers gewährt ein Aufsatz, den Kurt Neubauer in der Zeitschrift Ueber Land und Meer veröffentlicht. Mit gewöhnlichen Dietrichen und ähnlichen Instrumenten ist den modernen Panzerkassen gegenüber wenig anzufangen. Man muß sich zur erfolgreichen „Arbeit" schon anderer Werkzeuge bedienen, die oft recht schwierig zu handhaben sind. Eine Hauptrolle spielen dabei die sog. „Knabberwerkzeuge". Man kann einem Geldschrank von außen seine Stärke und innere Einrichtung nicht ansehen. Der Einbrecher führt deshalb eiserne Hebel in den verschiedensten Formen mit sich, mit weitem und mit engem Maul, für große und geringe Blechstärken, mit langem und kurzem Hebelarm. Des leichteren Transportes wegen wird der Hebelarm vielfach nur ganz kurz gewählt und ein leichtes Rohr mitgeführt, das auf das eigentliche Werkzeug aufgesteckt wird und die nötige Länge ergibt. Ueberhaupt leistet der Einbrecher in zerlegbarem Werkzeug Erhebliches. Teleskopartig zusammenschiebbare Rohre, Stemmeisen, Meißel usw., die mehrmals in Gelenken zusammenlegbar sind, findet man häufig. Bevor jedoch das Klammerwerkzeug zur Anwendung gelangt, geht der „Knacker" dem Geldschrank zunächst mit Bohrer und Meißel zu Leibe. Er bedient sich dabei des Drillbohrers, der sog. Brustleier oder einer Handbohrmaschine und bohrt mehrere Löcher nebeneinander in die äußere Blechwand, die er dann mit Meißel und Stemmeisen erweitert, bis er mit dem Knabberwerkzeug hineinfassen kann. Viel großzügiger, ja in ihrer Art genial, ist ein anderes Einbrecherwerkzeug, der autogene Schneidbrenner. Seitdem im Jahre 1901 in London zum erstenmal ein Kasseneinbruch stattfand, bei dem mit einem Gassauerstoffgebläse ein Loch in den Stahlmantel der Panzerkasse geschnitten wurde, hat dieses Werkzeug nicht nur in Einbrecherkreisen schnellen Eingang erlangt, sondern ist von höchster Bedeutung für die Metallindustrie geworden. War doch damit ein ganz neues Metallbearbeitungsverfahren entdeckt, das eine von Tag zu Tag sich steigernde Wichtigkeit erlangt hat.

Die Ausrüstung eines Geldschrankknackers, der „autogen" arbeitet, d. h. sich eines Schneidbrenners bedient, ist ziemlich einfach. Ein mäßig großer Koffer beherbergt die ganze Einrichtung. Nach dem Aufklappen des Koffers und Herausnahme des Brenners ist er sofort betriebsfertig. Zwei kurze Stahlflaschen sind durch Stützen fest in den Koffer eingebaut und enthalten unter einem Druck von etwa 25 Atmosphären, die eine den Sauerstoff, die andere das brennbare Gas. Ein Druckregler reduziert den Druck des Gases beim Austritt aus der Flasche. Zwei Schlauchleitungen von genügender Länge, um für die Handhabung des Brenners reichliche Bewegungsfreiheit zu geben, führen das Gas nach der Vereinigungsstelle im Brenner. Dieser besteht aus zwei dünnen Gasröhren mit einfachen Abstellhähnen und einem gemeinsamen Mundstück. Daneben enthält der Koffer Stemmeisen, Brecheisen und Hammer, um die Zugänge zu den Räumen aufzubrechen, in denen die Geldschränke aufgestellt sind. Ein solider kräftiger Regenschirm dient dazu, um beim Durchbruch durch den Fußboden eines Raumes nach einem darunter gelegenen den herabfallenden Putz geräuschlos aufzufangen.

Londoner Klubs.

London, im April.

Klubs gedeihen hier wie Champignons. Klubs für Leute, die nichts zu tun haben, Klubs für Leute, die viel zu tun haben, Klubs für ehemalige Offiziere, Klubs für Leute, die nie Offiziere waren, Klubs für Helden, Klubs für Kontordamen, Klubs für Menschen mit literarischen Interessen, die vor allem besucht werden von Menschen, die diese Interessen nicht besitzen, Klubs für alle und Klubs für Dienstboten. Da hier jetzt jeder zu einem Klub gehört, ist es nunmehr unmöglich, das englische Volk nach dem alten Grundsatz zu teilen in Menschen, die Mitglied eines Klubs sind und die es nicht sind. Es besteht nur eine Unterscheidung im Klubleben, nämlich Klubs, die Damen zulassen, Klubs, die sie nicht zulassen. Es gibt keine Frauenklubs, wo etwa keine Männer zugelassen werden und wo man nicht fast immer mehr Männer als Frauen trifft. Die meisten Herrenklubs aber lassen zwar auf bestimmten Abenden Frauen zu, halten wohl „Damen-Abende" ab, aber wenn diese abgelaufen sind, müssen die Frauen das Lokal verlassen. Andere Klubs gestatten ihren Mitgliedern, nachmittags von 3 bis 5 Uhr Damen mitzubringen, aber sie dürfen ihnen nichts zum Verzehren anbieten. Sie kommen dann angeblich, um sich die Gemälde anzusehen. In einigen anderen Klubs darf man Damen zum Tee einladen, aber einige Säle dürfen dabei von ihnen nicht betreten werden. Unter den angesehensten und vornehmsten Klubs gibt es einige, die sich für entweiht halten würden, wenn eines der Mitglieder es wagen würde, seine Frau, seine Töchter oder seine Nichten in diese Walhalla einzuführen. Vor kurzem hat eine Dame in einer Diner-Rede der Klubherren behauptet, es sei nicht fair, daß alle Damen in Damenklubs ihre männlichen Freunde empfangen und sie zu Diners und Tees dort einladen könnten, daß dagegen die meisten Herren-Klubs eine Erwiderung dieser Gastfreiheit gegenüber den Damen nicht ermöglichten. Ihr Vorschlag, darin Wandel zu schaffen, wurde mit so viel „Nos" begrüßt, daß sie fühlen mußte, welchen Fehler sie begangen hatte.

Die Zeiten ändern sich in England. Früher waren es die Herren, die den Damen den Hof machten. Heute ist es umgekehrt. Es ist eben eine ökonomische Folge des Krieges, daß auf der Welt mehr Frauen als Männer herumlaufen. Zu dieser Aenderung hat aber auch beigetragen, daß die Frauen energischer sind als früher, nicht mehr in dem Maße die weibliche Schwäche und Zartheit zur Schau stellen, die sie früher so anziehend erscheinen ließ und das edle Männerherz selbst veranlaßte, als gegebener Beschützer der schwachen und liebreizenden Weiblichkeit aufzutreten. Jetzt sieht es so aus, als ob die Frauen, seitdem wir uns von unserer natürlichen Aufgabe, sie zu schützen, enthoben achten, immer mehr das Bedürfnis zeigen, in Gesellschaft von Männern zu sein. Daher versuchen sie, ihre Damenklubs stets voller Männer zu haben, während die Herren ängstlich bemüht sind, die Türen ihrer Klubs vor den Damen geschlossen zu halten. Ich sage mit Absicht: es sieht so aus. Aber es kann doch eigentlich nicht so sein. Ich glaube, der Unterschied ist in den verschiedenen Zwecken der Herren- und Damenklubs begründet. Ein bekannter Klubmann führte darüber aus: Ein Mann geht nach seinem Herrenklub, um den Annehmlichkeiten des Zusammenseins mit Frauen zu entrinnen. Er will eine ruhige Ecke mit einem Fauteuil haben, wo er lesen und nachdenken kann, wo er mit niemandem zu reden braucht, wenn er dazu kein Bedürfnis empfindet, wo er nichts darüber hört, daß die Mädchen viele Teller zerschlagen, und daß es schwierig ist, Butter ohne Butterkarte zu erlangen. Dinge, die ihm gewöhnlich aufgetischt werden, nachdem er gerade mit knapper Not auf seinem Büro mit seinen geschäftlichen Sorgen fertig geworden, müde und abgespannt ist.

Ein Mitglied eines Damenklubs erzählte: Junge Mädchen treten aus verschiedenen Gründen einem Klub bei. Diejenigen, die einen Beruf ausüben, wollen dort Berufsgenossen treffen, um sich über gemeinsame Interessen zu besprechen. Sie wünschen die Ablenkung und die Amüsements ihres Klubs, die sie höher schätzen als die Ruhe und Stille eines Lesezimmers. Dann ist uns der Klub lieb, weil es der einzige Ort ist, wo wir die Gastfreundschaft unserer männlichen Freunde erwidern können. Eine unverheiratete junge Dame kann einen Herrn nicht in ein Restaurant einladen, aber wohl in ihrem Klub, wo sie die Zeche bezahlen kann.

Die neuen Herren von Wien.

Beim Opernhause am Eingang der Kärntner Straße drängt ein Auto das andere. Sie kommen vom Karlsplatz gerast, stoppen ein wenig an der verkehrreichen Ecke und sausen dann weiter durch das Gewühl zur inneren Stadt, wo der Einturm des Stefansmünsters in ewiger Schönheit emporstrebt. Wer es versucht, einen Blick in die vornehmen Wagen mit spiegelnden Wänden und dicker Gummibereifung zu werfen, wird ohne Zweifel erstaunt sein über den seltsamen Gegensatz zwischen den „feschen" Gefährten und ihren Insassen. Früher, ehe Alt-Wien zusammenstürzte und ein neues aus dunklen Tiefen heraufquoll, bildeten Wagen und Herrschaft gewissermaßen eine geschlossene Einheit. Zwischen den roten und braunen Polstern sah man die Würdenträger der Krone, die klugen Köpfe bekannter Diplomaten, den alten Feldmarschalleutnant in weißer Gala mit grünem Federbusch auf dem Zweispitz, den Großkaufmann aus dem Börsenviertel und allerlei fremde Herrlichkeit, die der Glanz des Habsburger Zepters nach Wien gelockt hatte. Heute sucht man vergebens nach diesen Gestalten im Straßenbild. Sie sind versprengt und verschwunden, teils heimatlos in der Ferne, verlorenen Träumen nachträumend, teils irgendwo vergraben im Land, wohin der gellende Lärm der republikanischen Zeit nur gedämpft dringt. An ihrer Stelle hat nun das neue Wien es sich auf den guten Polstern bequem gemacht. Man kann nicht behaupten, daß diese neuen Herren ein ausreichender Ersatz für das Vergangene seien. Die kostbaren Pelze, die Kleider nach neuestem Schnitt aus englischem Tuch, die dänischen Wildlederhandschuhe und die Ebenholzstöckchen mit zierlichen Elfenbeingriffen sind nicht imstande, ihre Besitzer als vollwertige Vertreter einer neuen Kultur zu legitimieren. Vielfach genügt ein einziger Blick für die Feststellung, daß dieser Herr im rotlackierten Auto vor zwei Jahren noch Häuseragent in der Leopoldstadt war, und jener im graublauen Phaeton vor dem Umsturz mit alten Kleidern und Fellen handelte. Die meisten von ihnen sind wohlgenährt, haben kluge, listige Augen, blicken wie Heerführer über die Menge hinweg, ohne in Wirklichkeit über der Masse zu stehen, und zeigen bei jeder Gelegenheit, daß sie neben der wertlos gewordenen Krone noch allerhand nette „Valuta", namentlich Franken und Dollars, in ihrer Brusttasche führen. Fraglos gehört ihre Mehrzahl zu jener sympathischen Menschenklasse, von der Staatskanzler Renner kürzlich bemerkte, sie hätten die Logen im Burgtheater und in der Oper nur deshalb gemietet, um während der Vorstellungen ihre Schiebergeschäfte und Preistreibereien in aller Ruhe verrichten zu können.

Mit diesen erfolgreichen Gliedern eines entarteten Bürgertums, die heute fünftausend Tonnen Kohle über die Grenze schmuggeln und morgen die letzten Lederbestände verschwinden lassen, damit der Preis für das Schuhwerk noch einmal ums Zehnfache steigt, ist die Zahl der neuen Herren von Wien natürlich längst nicht erschöpft. Man findet die Herrschaften in allen Kreisen, nur nicht in dem soliden, kreuzbraven, allerdings etwas schwächlichen Altwienertum. Während dieses von Woche zu Woche sinkt, als sei ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt worden, schleudern die tieferen Schichten tagtäglich neue Würdenträger empor, die vor Herrschluft und Klassenhaß nicht aus noch ein wissen. Jeder von ihnen will nun nach Leporellos Muster selbst den Herren machen und — was in diesem Falle dasselbe bedeutet — gehörig faulenzen. Der Staat kracht in allen Fugen und bettelt an den Pforten der reichen Länder, die neuen Herren aber legen behaglich die Hände zusammen und lassen sich vom Reich dafür bezahlen. Ein Beispiel für viele: die Arbeitslosenunterstützung geht heute in die Millionen; als die Stadt aber einmal Schneeschaufler und Straßenreiniger brauchte, waren nur wenige Fäuste dafür zu haben. Andererseits zeigt sich als Folge der volksbeglückenden Revolution ein maßloser Drang nach Wohlleben und Großtuerei. Ich kenne zahlreiche Straßenbahnschaffner, Chauffeure u. Rosselenker, die heute mit Uhrarmbändern, kostbaren Ringen und teuersten Ledergamaschen sich auf den verachteten Offizier von Anno dazumal hinausspielen, während der einstige Oberst, der Arzt, der Advokat, der Hochschulprofessor gar nicht mehr wissen, woher sie das Geld für die Achthundertkronenschuhe nehmen sollen und ihren letzten Besitz veräußern.

Von den Soldaten- und Arbeiterräten, den Volkswehrleuten und sonstigen Standespersonen im neuen Staat braucht kaum geredet zu werden. Tatsächlich sind sie die wahren Beherrscher Wiens und machen von dieser Stellung ausgiebigen Gebrauch. Daß bürgerliche Versammlungen von ihnen kurzweg gesprengt werden, daß ihresgleichen unter dem Ruf „Mir san Terroristen!" ein harmloses Kaffeehauspublikum überfallen und durchprügeln, ist ganz in der Ordnung in einer Zeit, wo Macht vor Recht geht. Schon heute haben diese neuen Herren alles erreicht, woran es den armgewordenen Bürgern fehlt. Sie können sich ausreichend kleiden und nähren, sie haben Feierstunden in Hülle und Fülle und nehmen das, was sie arbeiten nennen, sehr gern zum Anlaß, ihre andersgesinnten, in Ordnung und Ruhe erzogenen Mitbürger noch tiefer zu drücken.

Wie lange das dauern wird? Man weiß es nicht. Vielleicht, bis der letzte Bürger wehrlos am Boden liegt; vielleicht, bis ein im Hintergrund lauerndes Gespenst den Hexensabbat mit neuen, noch tolleren Tänzen bereichert; vielleicht auch, bis die niedergestampfte Vernunft, der Sinn für Billigkeit und Recht sich wieder erholen. Einstweilen aber wird man die neuen Herren in ihrer Glorie gewähren lassen müssen. Sie werden als Sieger auf Trümmern im Auto fahren, werden in den Theaterlogen ihre Gewinne verrechnen, werden sechs- oder siebenmal in der Woche Fleisch essen, sich kleiden als tadellose „Kawaliere" und in stolzem Machtbewußtsein die neue Misera plebs verachten.